



WOLF SINGER

- > geboren 1943 in München
- > 1962 bis 1968 Studium der Medizin in München und Paris
- > 1975 Habilitation im Fach Physiologie an der TU München
- > 1981 Berufung zum Direktor am Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt am Main
- > 2004 Gründungsdirektor des Frankfurt Institute for Advanced Studies (FIAS)
- > 2008 Gründungsdirektor des Ernst-Strüngmann-Instituts für Hirnforschung (ESI)

PHILOSOPHIE | TIERETHIK

»Bonobos bauen keine Kathedralen«

Der Philosoph **Klaus Peter Rippe** von der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe stellt die gängige Praxis der Tierversuche radikal in Frage: Ihm zufolge gibt es zwischen Mensch und Tier ethisch betrachtet keinen grundlegenden Unterschied. Der Mediziner **Wolf Singer** vom Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt am Main hält Laborexperimente mit Tieren dagegen für gerechtfertigt – ja für unverzichtbar.

Herr Professor Singer, wozu braucht unsere Gesellschaft Tierversuche?

Wolf Singer: Viele Erkrankungen des Gehirns haben wir bis heute schlicht deshalb nicht unter Kontrolle, weil wir ihre Ursachen nicht kennen. Wenn wir verstehen wollen, wie Nervenetze funktionieren, müssen wir die Aktivität einzelner Nervenzellen erfassen, um deren Zusammenwirken zu analysieren. Methoden wie die Kernspintomografie, bei der Hirnaktivität indirekt gemessen wird, liefern nicht genügend Informationen, um etwa auf die Aktivität einzelner Nervenzellen zu schließen. So bleibt uns derzeit nur die Möglichkeit, die Forschung an Tiermodellen durchzuführen.

Folgen Sie dieser Argumentation, Herr Professor Rippe?

Klaus Peter Rippe: Aus der wissenschaftlichen Logik heraus mögen invasive Versuche notwendig sein. Allerdings beruht die Tierforschung auf einer Methodik, deren ethischer Unterbau noch aus dem 19. Jahrhundert stammt: Damals veröffentlichte der französische Physiologe Claude Bernard (1813–1878) ein einflussreiches Buch, in dem er von einer klaren Trennung zwischen Mensch und Tier ausgeht und beide ethisch verschiedenen Welten zuordnet. Dabei setzte er empirische Annahmen voraus, die gegen Erkenntnisse der Evolutionsbiologie und der Hirnforschung sprechen. Erstere lehrt uns,

KLAUS PETER RIPPE

- > geboren 1959 in Kassel
- > Studium der Philosophie, Geschichte und Völkerkunde in Göttingen
- > nach Stationen an den Universitäten Saarbrücken, Mainz und Zürich Aufbau eines Beratungsbüros in Angewandter Ethik
- > Habilitation im Fach Philosophie an der Universität Zürich
- > Leitung des Instituts für Philosophie und Ethik – Fritz Allemann Stiftung in Zürich
- > seit 2008 Professor für praktische Philosophie an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe



dass es keine Artgrenzen gibt, sondern graduelle Unterschiede; die Zweite stellt die Willensfreiheit in Frage, eines der klassischen Merkmale, das den Menschen über das Tier hinaushebt. Die Tierforschung mag ehrbare Ziele verfolgen, aber sie fußt auf Voraussetzungen, die ich nicht unterschreiben kann. Eine moralische Sonderstellung des Menschen lässt sich nicht länger aufrechterhalten. Die Säulen, die diese Auffassung stützen, sind nicht mehr tragfähig.

Singer: Wir wissen überhaupt nur dank der in der Vergangenheit durchgeführten Tierversuche so viel über die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier. Es war die Forschung selbst, die den kategorialen Unterschied immer mehr verwischt hat.

Wenn er aber jetzt unscharf geworden ist – wie rechtfertigen Sie Tierversuche dann?

Singer: Für mich reduziert sich das Problem auf die Beurteilung der Leidensfähigkeit. Hier besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Mensch und Tier. Zum Beispiel sind Tiere nicht in der Lage, ihren eigenen Tod zu antizipieren, weil ihnen bestimmte Frontalhirnstrukturen fehlen. Sie begreifen ihr Leben nicht als endlich. Dazu kommt ein sozialer Aspekt: Die speziell für Laborversuche gezüchteten Tiere wachsen in Forschungsinstituten auf – ihnen fehlt die Sozialisierung in einem Rudel oder einer Herde. Wenn solch ein Tier stirbt, gibt es in der Zuchtkolonie keine Trauer. Deshalb glaube ich: Wenn ich das Leben einer Ratte opfere, erzeuge ich weniger Leid, als wenn ich die Suche nach den Ursachen

bislang unheilbarer Krankheiten einfach unterlassen würde. Wir müssen einen Kompromiss finden, bei dem Kosten und Nutzen in einem möglichst ausgewogenen Verhältnis stehen.

Herr Rippe, darf man zur Minimierung von menschlichem Leid an Tieren forschen?

Rippe: Die Argumente, die eindeutig dafür sprechen, gelten heute nicht mehr. Wir Menschen haben keine moralische Sonderstellung, etwa weil wir Gottes Ebenbild wären – oder weil wir durch unsere Vernunft einen absoluten Wert besäßen. Da sich Mensch und Tier nicht kategorial unterscheiden, sind Kosten-Nutzen-Abwägungen ethisch nicht haltbar. Nur in einer echten Dilemma-Situation sind Güterabwägungen unvermeidlich: Entweder stirbt das eine Lebewesen oder das andere – es besteht keine Chance, beide zu retten. Oft instrumentalisieren wir Lebewesen aber nach dem Motto: Ich füge einer Kreatur Leid zu, um aus meiner Sicht möglicherweise ein positives Ziel zu erreichen.

Singer: Das machen wir doch in der Rechtsprechung andauernd. Wir sperren Triebtäter weg, um größeres Leid zu vermeiden, und fügen ihnen somit Leid zu, indem wir ihre Freiheit beschränken. Wir handeln also sogar innerhalb unserer eigenen Spezies genau so, wie Sie es kritisieren.

Herr Singer, Sie sagen, die Tiere in Ihren Versuchen leiden nicht. Wie können Sie das eigentlich beurteilen?

Singer: Wir stellen den Affen in unseren Versuchen sehr anspruchsvolle Aufgaben. Sie sollen

Mehr zum Thema

> Im Dienst der Wissenschaft

Wie schwierig es ist, über Wohl und Wehe von Tieren zu urteilen, berichtete Stefanie Reinberger in unserer letzten Ausgabe G&G 11/2010, S. 46.

> Welche Rechte haben Tiere?

Das deutsche Recht schützt nur die sittliche Ordnung in den Beziehungen zwischen Mensch und Tier; es kennt keine subjektiven Tierrechte. Ob das richtig ist, fragt der Tierethiker Jörg Luy in einem Essay in »Spektrum der Wissenschaft« 12/2010 (ab 30. November im Handel).

»Wenn ich das Leben einer Ratte opfere, erzeuge ich weniger Leid, als wenn ich die Suche nach den Ursachen bislang unheilbarer Krankheiten unterlassen würde«

(Wolf Singer)

Punkte auf Bildschirmen verfolgen und Reize durch das Drücken von Tasten einordnen. Dazu sind sie nur in der Lage, wenn sie sich konzentrieren. Hätten die Tiere Schmerzen oder stünden sie unter Stress, könnten sie diese Leistung gar nicht erbringen. Es geht ihnen gut.

Rippe: Dass wir es tun, heißt ja nicht, dass es richtig ist. Zudem müssen wir fragen, ob beides wirklich zu vergleichen ist.

Die Affen in Ihren Versuchen werden durch Flüssigkeitsentzug motiviert: Saft bekommen sie erst als Belohnung nach getaner Arbeit. Leiden die Tiere nicht Durst?

Singer: Nein, das ist wie jede Art von Dressur. Wenn Sie in einen Delfinpark gehen, machen die Tiere ihre Salto auch nicht aus Jux und Toleranz. Noch dazu werden sie nur zur Unterhaltung der Zuschauer dazu motiviert. Nach jedem gelungenen Salto bekommt der Delfin einen Fisch. Nichts anderes tun wir: Unsere Tiere erhalten eine Belohnung, dursten müssen sie deshalb nicht. Wenn sie in einem Versuchsdurchlauf einmal keine Lust haben, bekommen sie die Flüssigkeit eben nach einem angemessenen zeitlichen Abstand. Laut Tierschutzgesetz sind wir sogar verpflichtet, Futter nicht einfach zu verteilen, sondern es in den Käfigen zu verstecken. Die Affen brauchen diese Herausforderung, weil sie von Natur aus gewohnt sind, sich Nahrung zu erarbeiten. In ihrem natürlichen Habitat ist das noch weitaus schwieriger als bei uns.

Rippe: Wissen wir wirklich, was kognitiv in den Tieren vorgeht? Haben die Affen eine Ahnung, dass sie den Saft auch bekommen, wenn sie nicht mitmachen?

Singer: Spätestens nach dem dritten Mal haben sie das verstanden.

Rippe: Es stimmt, dass sich die Tiere relativ schnell an Experimente gewöhnen. Ihr Verhalten zeigt freilich auch, dass die Tiere eine Vorstellung von ihrer Zukunft haben. Was das Versuchen von Leid betrifft, sind Primatenversuche nicht die schlimmsten. Doch der Affe wird gezwungen, sich an eine Situation anzupassen, die er nicht selbst gewählt hat.

Singer: Wie jeder Haushund ...

Rippe: Ja, aber auch wie Opfer von Entführungen. Ich räume ein, dass andere Versuche noch wesentlich schwerwiegenderes Leid verursachen. Zum Beispiel solche, die langfristige Lähmungserscheinungen hervorrufen. Die sind in jedem Fall mit größerem Leiden verbunden. Wir müssen aber auch sehen, dass Primatenver-

suche besonders stark reguliert werden, gerade weil wir auf Grund der Ähnlichkeit ein schlechtes Gefühl haben.

Singer: Sie rekurrieren auf Versuche zur Regenerationsfähigkeit des Rückenmarks an Ratten. Nach einer künstlich herbeigeführten Rückenmarksdurchtrennung oder Quetschung sind die Nager querschnittgelähmt. Forscher versuchen dann, an solchen Tieren die Faktoren zu finden, die das Nachwachsen von Nervenbahnen im Rückenmark verhindern. Wenn das gelänge – und man ist schon sehr weit gekommen –, wäre das ein Meilenstein auf dem Weg, querschnittgelähmten Menschen wieder das Laufen zu ermöglichen.

Rippe: Wenn derartige Experimente durch Schmerzmittel, Anästhesie und eindeutige Abbruchkriterien verträglicher gemacht werden, ist dies natürlich zu begrüßen. Aber bei vielen Versuchen sind uns diese Möglichkeiten versperrt. Bei den Rückenmarksexperimenten erzeugt man nicht nur ein Hinken, das die Ratte kaum beeinträchtigt, sondern beide Hinterpfoten werden vollständig gelähmt. Es gibt sogar Versuche, bei denen ohne Narkose Gewichte auf Rattenschädel geworfen werden, um ein Trauma zu erzeugen. Selbst wenn Tierversuche grundsätzlich ein zulässiges Mittel wären, sind diese abzulehnen.

Kann man Erkenntnisse aus Tierexperimenten denn überhaupt auf den Menschen übertragen?

Singer: Ja, sogar fast eins zu eins. Natürlich gibt es Unterschiede, aber die sind überschaubar – selbst beim Vergleich des Menschen mit Weichtieren. Fast alle Antiepileptika, die wir heute verwenden, entwickelten Forscher durch Tests an den Synapsenendigungen von Muscheln, Schnecken und anderen Mollusken. Bei der Wirkung der Medikamente auf menschliche Nervenzellen zeigt sich überhaupt kein Unterschied.

Rippe: Und genau hier liegt das Dilemma: Wir forschen an Tieren, weil sie uns ähnlich sind. Aber um mit ihnen zu forschen, müssen wir sie ganz verschieden von uns betrachten. Da sie uns jedoch ähnlich sind, müssten wir sie eigentlich gleichwertig behandeln!

Herr Singer, bedeutet Ihre Argumentation nicht auch, dass wir uns eben nicht kategorial vom Tier unterscheiden?

Singer: Biologisch gesehen ist das völlig richtig. Ein Alleinstellungsmerkmal kennzeichnet uns allerdings: Die Fähigkeit, an Götter zu glauben

und moralisch zu handeln. Meiner Meinung nach ist das ein kategorialer Unterschied. Der Mensch ist ein Kulturwesen – Bonobos bauen eben keine Kathedralen.

Rippe: Aber gibt uns allein der Umstand, dass wir Kulturwesen sind, einen höheren Wert? Der Mensch pflegt Traditionen und besitzt eine abstrakte Sprache – und konnte sich so aus bestimmten Naturzwängen lösen. Aber es fällt mir schwer, an dieser Stelle einen Wertunterschied auszumachen, schon gar keinen kategorialen.

Singer: Jetzt sind wir bei dem australischen Philosophen Peter Singer angekommen – er warf bereits Mitte der 1970er Jahre die spannende Frage auf: Ist ein Mensch, von dem unklar ist, ob er noch bei Bewusstsein ist, weniger wert als ein Menschenaffe, der munter durch den Urwald turnt? Fraglos würde man einen Bonobo, der nach einem schweren Schädel-Hirn-Trauma im Koma liegt, sofort einschläfern. Jeder Tierarzt würde mich dazu sogar zwingen. Beim Menschen aber würde man in so einem Fall die Angehörigen fragen, weil der Tod eines Menschen ein Leid verursacht, das in der Bonobofamilie so ganz sicher nicht entstünde.

Rippe: Das ändert nichts an der Tatsache, dass es in moralischer Hinsicht keinen kategorialen Unterschied gibt.

Singer: Dann dürften wir auch keine Nutztiere halten.

Rippe: Das wäre die logische Konsequenz.

Singer: Dann müsste ab sofort jede pharmakologische Entwicklung stillstehen. Wir dürften kein Fleisch mehr verzehren, keine Lederschuhe mehr produzieren. Stadtverwaltungen müssten aufhören, im Rahmen der Schädlingsbekämpfung jährlich zigtausende Ratten mit Gerinnungshemmern zu vernichten. Denn einer Ratte, die qualvoll am Mainufer verblutet, geht es wesentlich schlechter als einem Versuchstier, das *lege artis* eingeschläfert wird. Wir müssten in jeder Hinsicht aufhören, als Menschen unsere Sonderstellung in der Natur behaupten zu wollen. Wenn ethisch kein Unterschied mehr gemacht werden darf, müssen wir die Folgen zu Ende denken. Es geht dann nicht nur um wissenschaftliche Tierversuche.

Rippe: Genau so ist es. Aber dürfen wir unsere Einsichten manipulieren, nur weil wir die moralischen Konsequenzen nicht tragen wollen? Wenn ich einen kategorialen Unterschied zwischen Mensch und Tier nicht begründen kann, folgt daraus eben Gleichheit. Dann muss ich praktische Konsequenzen in Kauf nehmen, die von unserer derzeitigen Lebenspraxis abwei-



chen. Außerdem muss ich vertraute Denkweisen verabschieden.

Singer: Aber Ihre Philosophie kann nicht im luftleeren Raum existieren! Ich verstehe nicht, wieso Sie keinen kategorialen Unterschied zwischen Mensch und Tier erkennen können. Dass wir überhaupt ethische Überlegungen anstellen, dass wir unsere Toten begraben und Treueschwüre eingehen – genügt das nicht bereits? Ich habe zumindest noch kein Tier erlebt, das einem anderen ewige Liebe schwor.

Sind wir also letztlich mehr wert, weil wir mehr können?

Rippe: Herr Singers Argumentation läuft darauf hinaus. Aber aus den zugegeben einzigartigen empirischen Fähigkeiten des Menschen folgt keine moralische Sonderstellung. Wir müssten zeigen, dass diese Fähigkeiten einen größeren moralischen Wert begründen.

Singer: Die Moral an sich ist bereits ein Kulturprodukt. Die Tatsache, dass wir moralisch handeln können, kennzeichnet uns allein. Wie deuten Sie denn den Unterschied zwischen einem Virus und einem denkenden, leidenden, Musik komponierenden Menschen? Wenn Sie diese Differenz nicht sehen, ist Ihre Philosophie eine nette intellektuelle Übung fern der Realität.

Rippe: Ein Virus hat keine Schmerzen. Denn dazu braucht er ein Nervensystem. Entscheidend ist die Empfindungsfähigkeit. Dass es für den Betroffenen schlecht ist, zu leiden, kann jeder nachvollziehen. Und auf dieser Grundlage kann eine begründete Ethik aufgebaut werden.

Singer: Die Empfindungsgrenze verläuft aber unscharf. Wenn ich einen Wurm mit einem Strickleiternnervensystem zwicke, hat der natürlich einen Rückzugsreflex. Doch für diesen loka-

ENGAGIERTES WORTGEFECHT

Die Kontrahenten des Streitgesprächs trafen sich im Büro von Wolf Singer (Mitte) im Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt am Main. Links im Bild: G&G-Redakteurin Rabea Rentschler

»Dürfen wir unsere Einsichten manipulieren, nur weil wir die moralischen Konsequenzen nicht tragen wollen?«

(Klaus Peter Rippe)

»Warum kann jeder Kaninchenzüchter seinem Tier das Fell über den Kopf ziehen, ohne sich rechtfertigen zu müssen?«

(Wolf Singer)

len Spinalreflex braucht es kein Gehirn. Wir wissen nicht genau, wann ein Reiz tatsächlich als Schmerz empfunden wird.

Rippe: Ja, die Grenze ist unscharf – dennoch folgen aus unseren Überlegungen wichtige Konsequenzen für die Wirklichkeit. »Wir bauen Kathedralen« ist lediglich eine empirische These – was wir vielmehr brauchen, ist ein Werturteil. Oder könnten wir sagen: »Weil wir Kathedralen bauen, dürfen wir Primaten töten, die dies nicht tun?« Und vor allem: Ich selbst kann keine Kathedralen bauen, bin ich damit weniger wert als jene, die es können?

Singer: Das sage ich nicht. Ich würde es eher so formulieren: Weil wir denkende Wesen sind, tragen wir die Verantwortung dafür, das Leid auf dieser Welt so weit wie möglich zu minimieren und eine Kompromisslösung – für Tier und Mensch – zu finden.

Herr Rippe, noch einmal konkret nachgefragt: Welche Lösung schlagen Sie vor?

Rippe: Nicht jeder aus wissenschaftlicher Sicht notwendige Versuch ist deshalb auch ethisch unverzichtbar. Ich muss in Kauf nehmen, dass bestimmte medizinische Fortschritte nicht möglich sind.

Singer: Es müsste dann aber jeder Eingriff am Tier an den gleichen Kriterien gemessen werden. Die Entscheidung über die Kastration einer Hauskatze müsste eine Ethikkommission genauso beurteilen, wie das bei allen Tierversuchen der Fall ist. Ich muss einen 70-seitigen Antrag stellen, bevor ich die Erlaubnis bekomme, eine Ratte in Vollnarkose einzuschläfern. Jemand, der Schweine ohne Lokalanästhesie kastriert und Hunden die Ohren kupiert, muss das nicht! Warum kann jeder Kaninchenzüchter seinem Tier das Fell über den Kopf ziehen, ohne sich rechtfertigen zu müssen?

Rippe: Ich verstehe, dass sich Forscher, die mit Tieren experimentieren, darüber wundern, warum ihre Arbeit eher in Verruf gerät als unser sonstiger Umgang mit Nutztieren. Wir müssen die Folgen einer gerechten Tierethik selbstverständlich als Ganzes betrachten – und die Konsequenzen wären umwälzend, da haben Sie Recht. Trotzdem müssen wir damit beginnen, nach neuen Wegen zu suchen. Denn unser moralischer Alltagsverstand setzt ein Weltbild voraus, das mit unserem modernen wissenschaftlichen Denken nicht vereinbar ist.

Singer: Das ist mir sehr recht – wenn sämtliche Folgen dieser Argumentation mitbedacht würden, liefe die Diskussion zwischen Wissenschaft-

lern und Tierschützern anders. Im Augenblick machen es sich Tierversuchsgegner zu leicht: Sie greifen die Grundlagenforschung heraus und verorten dort sämtliche Schwierigkeiten der Tierethik. Radikale schüren mit verzerrten und teils sogar falschen Darstellungen die unreflektierte Ablehnung von Tierversuchen. Einige machen nicht einmal vor Gewalt- und Morddrohungen Halt.

Herr Rippe, halten Sie den Dialog mit radikalen Tierschützern für möglich?

Rippe: Viele wollen diesen Diskurs führen. Diese Tierschützer stellen unter anderem zur Diskussion, wie sich die Befunde der Evolutionsbiologie und der Hirnforschung auf bestimmte Grundpfeiler unserer Moral auswirken. Das Wissen um die enge Verwandtschaft von Mensch und Tier stellt vieles in Frage, nicht nur Tierversuche. Wenn ein radikaler Tierschützer aber so weit geht, dass er ein Menschenleben für ein Tier opfert, dann ist er im gleichen Denken gefangen, das er der Gegenseite vorwirft. Denn er opfert jemanden für einen bestimmten Zweck.

Herr Singer, wie erleben Sie das persönlich?

Singer: Ich suche das Gespräch über Sinn und Zweck von Tierversuchen bei allen möglichen Gelegenheiten, und meist sind die Reaktionen – abgesehen von Diffamierungen durch Radikale – positiv. Mitunter kommt man aber auch an einen Punkt, an dem man nicht zusammenfindet.

Können Sie dafür ein Beispiel geben?

Singer: Ich habe einmal mit Tierschützern folgendes Gedankenexperiment durchgespielt: Sie stehen auf der Frankfurter Mainbrücke und sehen, wie ein Mann und sein Hund ins Wasser fallen. Beide kämpfen um ihr Leben. Was tun Sie? Ein Tierschützer sagte darauf: »Ich würde das Leben retten, das mir räumlich am nächsten ist, denn hier ist die Chance zu retten am größten. Wenn der Hund näher ist, hole ich ihn zuerst raus.« Als ich fragte, was wäre, wenn der Mensch dann stürbe, antwortete er: »Leben ist gleichwertig.« An diesem Punkt war für mich die Diskussion nicht mehr möglich – ich würde in jedem Fall den Menschen zuerst retten. Einfach weil ich weiß, dass dieser Mensch wahrscheinlich ein großes Umfeld von Trauernden hinterließe, während der Hund außer dem Mann möglicherweise überhaupt niemanden hat, der sich um ihn kümmert.

Wie würden Sie in dieser Situation handeln, Herr Rippe?

Rippe: Ein guter Utilitarist würde wie Herr Singer das Umfeld bedenken. Mir liegt die Antwort des radikalen Tierschützers näher. Es geht um zwei gleichwertige Leben, das Umfeld ist nicht relevant. Wenn zwei Menschen vor dem Ertrinken stünden, würde ich auch nicht sagen, retten wir lieber denjenigen mit der größeren Familie als den eigenbrötlerischen Junggesellen.

Singer: Dann würde mich eins interessieren: Fast die gesamte Technik der Transplantationsmedizin beruht auf Ergebnissen aus Tierversuchen, das Gleiche gilt für Antibiotika und noch viele andere Medikamente. Müssen Sie die folglich verweigern, wenn Sie sie als Patient eigentlich bräuchten?

Rippe: Wenn einem ein empfindliches Übel droht, handelt man nicht frei, sondern unter Zwang. Das heißt: Auch wenn medizinische Erkenntnisse und Erfindungen aus heutiger Sicht zum Teil mit den falschen Mitteln errungen wurden, müssen wir sie nicht nachträglich ablehnen, denn wir sind als Kranke nicht frei, dies zu tun. Die Frage ist jedoch, wie wir unseren medizinischen Standard mit ethisch zulässigen Mitteln weiterentwickeln können.

Singer: Eine Regierung, die so vorginge, würde mich sofort zum Auswandern zwingen. Ich würde das als vorsätzliche Verweigerung von Hilfeleistung betrachten, weil ich weiß, welches enorme Leid entsteht, wenn etwa eine junge Mutter an einem Ovarialkarzinom erkrankt, Metastasen bekommt und kahlköpfig in ihrem Zimmer liegt, neben sich die weinenden Kinder. Um das zu ändern, bleibt nur eine Möglichkeit: Man muss da, wo sonst noch Leben ist, nach den Ursachen für Krebs forschen. Ein Land, das mir das verwehrt, weil es nicht bereit ist, Tierversuche in Kauf zu nehmen, wäre für mich moralisch nicht erträglich.

Rippe: Sie vergessen: Nicht die Medizin als solche würde wegfallen, sondern nur bestimmte Mittel.

Singer: Und das würde den weiteren Fortschritt so gut wie unmöglich machen!

Aber gibt es denn nicht auch Alternativen zu Tierversuchen?

Rippe: Embryonale Stammzellen wären eine. Geht man nicht von der moralischen Sonderstellung des Menschen aus, besteht hier auch kein moralisches Problem: Denn Embryonen sind nicht empfindungsfähig. Andere Möglichkeiten wie Versuche an Zellkulturen oder der

Einsatz von Computermodellen sind keine echten Alternativen. Es sind wissenschaftlich gesehen schlechtere Mittel, allerdings solche, die uns moralisch zur Verfügung stehen. Ich denke, der medizinische Fortschritt würde etwas langsamer vorangehen, aber nicht zum Erliegen kommen.

Singer: Man muss wissen, dass manche der so genannten alternativen Methoden – wie zum Beispiel In-vitro-Untersuchungen – zu einer sprunghaften Zunahme der Tiertötungen geführt haben. Denn so ein In-vitro-Präparat stammt natürlich von einem Tier und lässt sich nur acht Stunden am Leben erhalten. Außerdem kann ich an Zellkulturen nun mal keine Kognitionsforschung betreiben. Eine Zellkultur hat meines Wissens noch nie über irgendetwas nachgedacht.

Rippe: Dennoch wäre Fortschritt weiterhin denkbar.

Singer: Der Aberglaube würde wachsen. Die Wunderheiler hätten Zulauf, die Handaufleger, die Krebsbeschwichtiger. In so einer Welt möchte ich nicht leben.

Rippe: Es gibt immer Menschen, die glauben, durch radikale Veränderungen bricht alles zusammen. Der Punkt ist doch folgender: Wenn wir anfangen, an einer bestimmten Stelle radikal zu zweifeln, müssen wir auch darüber hinaus umdenken. Wir können nicht einfach sagen: »Wir machen weiter so, auch wenn wir es moralisch nicht rechtfertigen können.« Es könnte sein, dass sich der Utilitarismus verteidigen lässt und Güterabwägungen möglich sind. Jedoch nur solche, in denen das Leid von Menschen gleich viel zählt wie das von anderen Tieren. Ich sehe eine solche Begründung jedoch nicht. Die Kategorialität – wir machen am Tier, was wir am Menschen nicht dürfen – fällt aus ethischen Gründen weg.

Singer: Obwohl wir sehr viel nicht wissen, bewegen wir die Welt handelnd – darin besteht unser Dilemma. Tun wir etwas, werden wir schuldig, tun wir nichts, werden wir auch schuldig. ~

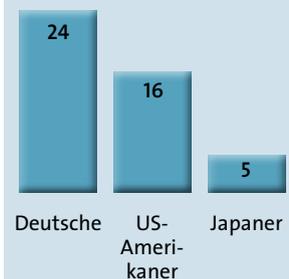


Tierethik im Ländervergleich

Fast ein Viertel der Deutschen lehnt jede Form der Forschung an Schimpansen ab. Ebenso denken 16 Prozent der Amerikaner, aber nur fünf Prozent der Japaner.

Sollen Tierversuche mit Schimpansen erlaubt sein?

Anteil der »Nein, unter keinen Umständen«-Antworten in Prozent:



(Umfrage an über 21 000 Personen im Auftrag von »Nature« und »Scientific American«, Oktober 2010)

Das Gespräch moderierten die G&G-Mitarbeiter Sarah Zimmermann (links), Rabea Rentschler (daneben) und Andreas Jahn (rechts).